

als 10000 Einwohnern, wo die Zahl von 514 auf 913 stieg. Bis zum Jahre 1885 war die Vermehrung der Anzahl keine auffällige. Erst von 1894 zu 1895 machte sich ein etwas langsames Tempo bemerklich.

Ueber die ortsüblichen Tagelöhne in Deutschland entnehmen wir einem nach amtlichen Bekanntmachungen veröffentlichten Verzeichnis folgendes: Berlins ortsübliche Tagelöhne betragen für den Mann 2,70 und für die Frau 1,50 M. Die höchsten Löhne in ganz Deutschland zahlt z. B. Helgoland, wo der Tagelohn für Männer sich auf 3,25 und für die Frauen auf 1,75 M. beläuft. Im Uebrigen werden im Reg.-Bezirk Schleswig, wozu bekanntlich auch Helgoland gerechnet wird, in Kiel z. B. 2,70 für Männer und 1,60 M. für Frauen als ortsüblicher Tagelohn festgesetzt; in Altona steigt derselbe auf 3 bzw. 2 M. Gleich hoch ist er in Hamburg und Bremen, in der letztgenannten Stadt ist aber für Frauen als Tagelohn nur 1,75 M. angesetzt. In Schlesien finden wir die niedrigsten Tagelöhne: Im Kreise Miltitz sind für Männer nur 85 Pf. und für Frauen 50 angesetzt; in den Kreisen Frankenstein, Dels, Nimptsch und noch anderen beträgt der Tagelohn der Männer 90 und der Frauen 60 Pf. Selbst in Posen findet man so niedrige Löhne nicht wie in Schlesien. Im Westen des Reichs steigen die Löhne wieder. In Minden ist 1,80 M., in Münster 2, Köln 2,50, Wiesbaden 2, Frankfurt a. M. 2,50 und Mainz 2,20 M. der ortsübliche Tagelohn für Männer. In München beträgt der Tagelohn für Männer 2,30, in Dresden 2, in Leipzig 2, in Stuttgart 2,50, in Schwerin 2, in Weimar 1,80, in Gotha 1,60 und in Waldeck-Pyrmont 1,50 M. In den Reichslanden schelen im Allgemeinen höhere Löhne gezahlt zu werden. Der höchste Lohn der Männer mit 2,50 M. ist für Metz festgesetzt; es folgen Straßburg mit 2,20, Weißenburg mit 1,80 M.; der zuletzt erwähnte Lohn ist der niedrigste in den Reichslanden; die Löhne der Frauen schwanken hier von 1,80 bis 1,10 M.

Die ersten Scharmügel in Frankreich 1870. Während die französische Armee und die deutschen Truppen ihren Aufmarsch vollzogen, fanden an der preussisch-französischen Grenze seit dem 19. Juli täglich Plänkelen und kleinere Scharmügel statt. Bei denselben fielen auf französischer Seite stets mehr Leute als auf der deutschen, und während sich der deutsche Soldat wiederholt als ein ruhiger und sicherer Schütze bewährte, der nur dann sein Feuer abgibt, wenn er seines Erfolges ziemlich sicher zu sein glaubt, hat der französische Gegner so unüberlegt und hitzig geschossen, daß er fast niemals getroffen hat. Von dem Beginn der Feindseligkeiten, der bei Forbach am 19. erfolgte, gaben die deutschen Zeitungen folgende Schilderung: „Am 19. früh gegen 5 Uhr überschritt eine starke Truppe Chasseurs d'Afrique die preussische Grenze. In Saarbrücken wurde Generalmarsch geschlagen, und bald zogen auch unsere Mannen zur Stadt hinaus, dem Feinde entgegen, während die Infanterie die Ausgänge der Hauptstraßen besetzte. Die Chasseurs d'Afrique ritten mit hülliischem Getöse auf die preussische Kavallerie zu; diese antwortete mit lautem Lachen und sprengte mit eingeleiteter Lanze auf den Feind, der sich sofort wandte und dabei Schüsse abgab. Hierbei wurde ein Pferd unserer Truppe verwundet.“ Von da an gab es bei Saarbrücken täglich kleine Knallereien und Vorpostengefechte, Besuche hüben wie drüben; bald machten die Franzosen, bald die Deutschen einen Abstecher über die Grenze. Die Bevölkerung von Saarbrücken war fortwährend auf dem Exercierplatze versammelt, von wo aus man die Franzosen beobachten konnte. Die Bevölkerung der Grenzorte schloß begreiflicherweise

seit der Kriegserklärung nur mit einem Auge. Am 20. fiel der erste Tote des Krieges: es war ein französischer Infanterist, den ein Gefreiter vom preussischen Füsilierregiment Nr. 40 auf 300 Schritt Entfernung mit dem Büdnadelgewehr erschoss, nachdem der Franzose einen Fehlschuß aus dem Chassepot gethan hatte. Der Gefreite erhielt wenige Tage später aus Berlin 40 Thaler zugesandt, die einige Patrioten gesammelt. An demselben Tage wurde auch der erste französische Gefangene eingebracht. Er wurde auf französischem Gebiet in einer Schenke festgenommen. Als er nach Saarbrücken transportiert worden war, geberdete er sich hier, wie wütend; den Helm hatte er weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben, den Adler, den er davon abgerissen, hielt er, den Arm ausgestreckt, in der Hand, socht damit in der Luft herum und hielt ihn den Leuten entgegen; so durchschritt er, unaufhörlich schimpfend und drohend, die Straßen und nannte einen ihn begegnenden deutschen Stabsoffizier „Du“. Am 30. Juli früh 5 Uhr fand zwischen St. Anna und Tabakmühle bei Saarbrücken ein Vorpostengefecht statt. Feindlicherseits fielen 14 Chasseurs. Unser Verlust betrug 1 Tote und 3 Verwundete. Später gegen 6 Uhr patrouillierten etliche unserer Mannen auf der Saargemünder Straße. Als sie auf die Strecke zwischen St. Anna und dem Stützfortsaue angekommen, wurde plötzlich vom Feinde, der sich anscheinend zahlreich im Stützwalde versteckt hatte, ein mörderisches Feuer auf dieselben eröffnet. Zwei Mannen wurden getroffen, die übrigen zogen sich schnelligst außer Schußweite. Alle diese kleinen Vorgänge wurden in den französischen Zeitungen zu großen Siegen aufgebauscht.

Wie es in der Welt steht. Der Sommer will doch immer sein Recht und ungeachtet aller orientalischen und sonstigen Wirren ist es im politischen Leben doch wieder still genug geworden. Der Kaiser ist von seiner schwedischen Reise nach Potsdam zurückgekehrt, es dürfte auch in Berlin demnächst wieder mehrere wichtige Entscheidungen geben, aber sofortige praktische Bedeutung haben sie keineswegs, und so wird sich auch bei uns Niemand die frohe Jubelfeier des großen Jahres vertummeln lassen. Wie alljährlich reist der Kaiser auch in diesem August für eine Woche nach England, und angesichts des großen Wahlerfolges des englischen Ministeriums Salisbury, dessen Chef als ein warmer Freund des Dreibundes und Deutschlands bekannt ist, wird dieser Reise, die an und für sich ein Privatausflug ist, diesmal mehr Beachtung als sonst geschenkt. Besonders die Franzosen wollen die Gefahr eines vollständigen Abzweckens Englands zum Dreibund hinüber wittern, womit es an und für sich wohl nicht so schnell gehen wird, was aber angesichts der Haltung von Frankreich und Rußland am Ende doch möglich werden kann. In Frankreich haben die Generalrats- (Provinzial-Landtags-)Wahlen stattgefunden und den üblichen Verlauf genommen. Die große Mehrheit dieser Körperschaften besteht, wie bisher, aus Republikanern. Aus Madagaskar kommen fortgesetzt wenig günstige Nachrichten; die französische Expedition ist augenscheinlich nicht mit der erforderlichen Sorgfalt vorbereitet und rückt äußerlich langsam von der Stelle. In der Kriegs-Marine Frankreichs sind in der allerletzten Zeit wieder eine ganze Reihe von Unfällen vorgekommen, und diejenigen, welche schon lange behauptet haben, es liege bei der Flotte noch mehr im Argen, als bei der Landarmee, erheben von Neuem ihre Stimme. In Wien sind die parlamentarischen Körperschaften vertagt, und in Rom giebt es bei der Budgetberatung gewaltig langatmige Debatten, die aber nichts Neues bringen. Was von den persönlichen Feinden des Premierministers Crispi vorgebracht wird, wird im-

mer mehr als böswillige Erfindung anerkannt. In Belgien nimmt die turbulente Bewegung ihren Fortgang, und für die Spanier bleiben die Dinge auf Cuba unverändert, das heißt schlecht, trotz aller zeitweisen Siegestelegramme.

Das Ministerium des Innern erläßt erneut nachstehende Warnung: Der Droguist Emil Richard Wolf in Treuen, Inhaber der dortigen Droguerie „Flora“, fertigt seit vielen Jahren ein Fleisckonservierungsmittel aus saurem schweflig-sauren Natron und schwefelsaurem Natron an, das er unter der Bezeichnung „Trenenit“ in den Handel bringt. Dessen Anwendung bietet nach einem vom Landesmedizinalkollegium abgegebenen Gutachten u. a. die Fügigkeit, Fleisch, welches eben in Fäulnis übergegangen ist, geruchlos zu machen und so mit dem Anschein einer besseren Beschaffenheit zu versehen. Außerdem vermag seine Verwendung zur Konservierung von Fleisch wegen seines Gehaltes an schwefliger Säure und deren Salzen, da dieselben giftige Eigenschaften besitzen, gesundheitschädliche Wirkungen auszuüben. Das Ministerium des Innern sieht sich daher veranlaßt, vor Verwendung des „Trenenits“ zur Konservierung von Fleischwaren eindringlich zu warnen, und zwar unter Hinweis auf § 11 unter 1 des Reichsgesetzes vom 14. Mai 1879, den Verkehr mit Nahrungs-, Genussmitteln und Gebrauchsgegenständen betr. Darnach wird mit Gefängnis, neben welchem auch Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann, bestraft, wer vorsätzlich Gegenstände, welche bestimmt sind, Anderen als Nahrungs- oder Genussmittel zu dienen, derart herstellt, daß der Genuß derselben die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, inglichsen wer wissenschaftlich Gegenstände, deren Genuß die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, als Nahrungs- oder Genussmittel verkauft, selbhält oder sonst in Verkehr bringt. Auch die Königl. Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt warnt neuerdings wieder vor dem Gebrauche des Trenenits, sowie aller Fleischwässer, welche zur Konservierung oder Färbung des Fleisches oder daraus bereiteter Wurst benutzt werden. Diese Fleischwässer sind ähnlich zusammengesetzt, wie das oben erwähnte Trenenit.

Eine für Jäger usw. wichtige Erfindung hat Herr Schlossermeister Richard Schindler in Plauen gemacht. Derselbe besteht in einer selbstthätigen Gewehrsicherung, welche sich beim Anlegen des Gewehres zum Schuß sofort entfichert und beim Abnehmen desselben wieder sichert, überdies den Vorteil besitzt, daß sie an allen Gewehren, Büchsen, Tschingis usw. angebracht werden kann. Unglücksfälle, wie solche schon häufig durch Sturz oder Hängenbleiben im Abzug bei Gewehren mit aufgezogenen Hähnen vorkommen, sind bei Gewehren, welche mit dieser Neuerung versehen, vollständig ausgeschlossen.

Ein Restaurateur in der Reichenbacherstraße in Zwicau brachte am Sonntag vormittag eine in seiner Nähe wohnhafte Zimmermachersfrau dadurch in die größte Aufregung, daß er „aus Scherz“ erzählte, ihr Ehemann, welcher baden in der Mulde war, sei leblos aus derselben herausgezogen worden. Die Ehefrau, welche sofort nach dem Badeplatz gelaufen war, um ihren totgeglaubten Mann zu holen, erfuhr dort, daß ihr Ehemann wohl und munter nach Hause gegangen sei. Die Frau aber konnte jetzt nun selbst nicht mehr fort, sodaß sie auf die nächste Polizei-Bezirkswache gebracht werden mußte, wo sie sich nach kurzer Zeit wieder erholte. Derartige „Scherze“ verdienen eine tüchtige Abmündung.

Zwicau, 31. Juli. Fürst Ferdinand von Bulgarien in Gefahr. Von gut unterrichteter Seite wird folgendes mitgeteilt; Ein Lehrer aus der Umgegend von Zwicau traf dieser Tage

## In Liebe und Treue.

Erzählung von Th. Hempel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Johannes wagte doch zu bemerken, daß ihn dabei die Mutter erwarde, daß er den ersten Freitag reisen wolle. Da lachte das schöne Mädchen so übermütig auf. „Solte die gute Mama wirklich der Magnet sein, oder zieht Sie ein anderer nach der Heimat? Jetzt im Winter reist man nicht zum Vergnügen umher; Ihr Mütterchen weiß Sie hier gut aufgehoben und wird gern ihr Fest ruhig verleben. Ich sehe sie vor mir, sicherlich hat sie eine treue, langjährige Gesellschafterin, wie man es stets findet bei alten Damen, und sie freuen sich beide ihrer Behaglichkeit.“

Johannes schwieg, er hätte ja sagen sollen, daß seine Mutter niemand habe, daß sie ganz allein lebe im bescheidenen Heim, daß ihre Hände thätig seien von früh bis in die Nacht hinein, daß er allein ihr nahe stehe, aber er fürchtete das übermütige Lachen, er wußte, daß in diesem Punkte kein Verständnis zu hoffen sei. Er durchlebte manche schwere Stunde, dann schämte er sich vor sich selbst, wollte sich losreißen, nannte sich einen Feigling, einen elenden schwachen Wuben, begriff nicht, daß ihm so vollständig alle Energie fehlte, sich zu ermannen, und fand sie doch nicht wieder.

Wenige Tage vor dem Feste begleitete er Herrn von Rothfels nach der Stadt. Man plante für den Sylvester eine größere Geselligkeit, wobei eine Verlosung stattfinden sollte. Jeder der Teilnehmer

solte Kleinigkeiten als Gewinne beisteuern. Johannes wählte in einem der ersten Geschäfte eine ganze Anzahl von jenen eleganten Kleinigkeiten aus, welche vollständig entbehrlich, eben nur Zierraten sind und ohne Wert zu haben, teuer bezahlt werden müssen als Modeartikel. Er erschrak, als der Verkäufer die Summe nannte, aber es half nichts, ging er den Festlichkeiten aus dem Wege, mußte er seinen Tribut zahlen. Nun schnell noch ein Geschenk für die Mutter! Aber er sah nach der Uhr, seine Zeit war um, er durfte Herrn von Rothfels nicht warten lassen.

Der Weihnachtsabend war da, mit einer Unmasse von Geschenken; Sohn und Tochter des Hauses wurden überhäuft, auch Johannes war reich bedacht, sowie alle Hausbewohner, er hatte solchen Reichtum noch nie gesehen, und doch — doch konnte er sich an dem Glanze nicht erfreuen; er dachte sehnsüchtig der vereinsamten Mutter, zum ersten Mal war sie ganz allein, durch seine Schuld.

Die Festzeit verging in lauter Lust und Vergnügen, mit einer Weihnachtsmusik und einigen Liedern meinte man der hohen Bedeutung des Festes Rechnung getragen zu haben.

Schlittensfahrten, Schlittschuhlaufen auf dem See bei Fackelschein, Tanzen und alle nur möglichen Lustbarkeiten füllten die Tage aus bis zur spätesten Stunde.

Johannes wartete von einem Tage zum andern auf einen Brief, vergebens. Er wagte nicht noch einmal zu schreiben. Endlich kam er zu einem festen Entschluß, den ersten Januar in früher Morgenstunde zu reisen, die Mutter zu überraschen und die letzten Tage der Ferien bei ihr zu verleben. Er sprach es

entschieden aus, fand auch keinen Widerspruch, und atmete erleichtert auf; besonders als er am letzten Dezember einen Brief von der Mutter erhielt. Die Handschrift stach auffallend ab gegen ihre sonstige Sicherheit, sie bestättigte nur zu sehr, daß die Schreiberin krank gewesen, wie sie ihm mitteilte. Es war überhaupt ein Schreiben, wie er es noch nicht von ihr erhalten, auch bisher nicht verdient.

„Wärest Du bei der Wahrheit geblieben“, schrieb sie unter anderem, „es thut Dir das Fernbleiben nicht leid; was Dich fesselt, weh ich nicht“, fuhr sie fort; „daß Du ein Geheimnis vor mir hast, lese ich zwischen den Zeilen, ich kann Dir deshalb keinen Vorwurf machen, aber ich bitte Gott, daß Du nicht einen Weg eingeschlagen, welcher Dich zu Unfrieden mit Dir selbst zu Leid und Schmerzen führt. Vergiß nie, daß Du mir kein Almosen bieten darfst, ich brauche es nicht und es entschädigt mich nicht für Deine Herzenskälte, welche aus Deinen Zeilen gegen mich spricht. Freudigen Herzens habe ich Dir die Opfer gebracht; wenn ich etwas dagegen beanspruche, so ist es die Achtung, welche das Kind der Mutter schuldet. Beschuldige mich nicht zu harter Worte, die Liebe zu Dir, die Sorge um Dich, die Angst, daß Dir die neuen, verführerischen Lebensverhältnisse das Beste, das warme Herz rauben könnten, diktiert sie mir, Gott sei mit Dir im neuen Jahr!“

Johannes beugte sich tief herab auf den Brief, seine Thränen fielen darauf; ach er hätte viel darum gegeben, wäre er nicht hier geblieben, das treue, liebe Mutterherz hatte er tief gekränkt, ach wären nur die nächsten Stunden vorüber, und er auf dem Wege zu ihr, er wollte demütig um Verzeihung bitten, bis